

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 60 (1956-1957)
Heft: 9

Artikel: Griechische Episode
Autor: Kurowski, Franz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667754>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

G R I E C H I S C H E

E P I S O D E

Ich war vom Piräus gekommen und erst seit einem Tage in dem winzigen Fischerdorf auf Psyttalia. Hier und da von einem neugierigen Blick verfolgt, schlenderte ich durch die einzige Gasse, über den Platz vor der Taverne und dann wieder auf die Mole; ich kannte doch keinen Menschen des Fleckens. Nur mit dem Fischer Dimitros, der mich vom Festland herüberbrachte, hatte ich am vorhergehenden Abend bis spät in die Nacht hinein eines jener Gespräche geführt, die über Sprechen und Schweigen nie zu einem Ende gelangen.

Mehr Leute als den Fischer Dimitros und Marika, das Mädchen in der Taverne, kannte ich also nicht. Aber schon am zweiten Tag ward mir das seltsamste Erlebnis meiner Reise zuteil.

An jenem Morgen war ich schon vor Tag aufgestanden und in die Taverne an der Mole gegangen. Marika hatte mir ein Glas feurigen Samoswein auf den Tisch gestellt und davor sass ich und trank und blickte träumend auf die wie Glas ruhende Flut.

Dann trat ein Mädchen zu mir auf die Veranda. Sie setzte sich zu mir und sagte mit einer warmen und tiefen Stimme: «Ich heisse Anthi.»

Ich blickte in ein frisches Mädchengesicht, in dem die dunklen Augen unwirklich schlau und lebhaft leuchteten.

«Nun, schöne Anthi, was gibt es?» fragte ich.

«Schön Herr?» wehrte sie ab. «Seht dort den Mandelzweig, er ist vor einigen Tagen aufgeblüht und schon heute trägt der Wind seine Blüten davon. Schön, Herr, ist man nur, wenn man gut ist, und nicht jede gute Schale birgt gute Frucht.»

Wir schwiegen. Hin und wieder wurde ein kleiner Schluck Wein getrunken.

«Es tönt wie eine Glocke, Anthi» — —

«Ja, Herr, das tut es, Ihr habt es gut gesagt. Das müsst Ihr ihm schreiben.»

Da leuchtete mit einem Male ganz unvermittelt das strahlende Auge des Tages über dem Horizont auf.

«Ah», entfuhr es mir staunend. «Nun sind die Sterne im Licht der Sonne ertrunken», setzte ich nach einer Weile hinzu.

«Ja, so ist es — wirklich, so ist es — auch das müsst Ihr ihm schreiben.» Die Stimme des Mädchens klang schwermütig.

«Was soll ich schreiben, Anthi?» fragte ich.

«Nun, Herr, einen Brief. Ihr könnt Euch doch denken, dass ich nicht schreiben kann.»

«Gewiss, ich werde für dich schreiben. An wen?»

«An wen? An den Konstantin Miriwilis natürlich.»

Es klang erstaunt, und ein leiser Vorwurf lag in ihren Worten, weil ich es nicht wusste.

Ich bat Marika um einen Bogen Papier. Sie kam mit einem in Leder gebundenen Buch und sagte:

«Briefpapier haben wir nicht, aber wenn der Patron einmal schreibt, dann nimmt er immer eins von den leeren Blättern des Buches. Wenn auch Ihr davon nehmen wollt?»

Das letzte Blatt herausreissend, schrieb ich sorgsam alles nieder, was mir Anthi zu schreiben auftrag. Ich schrieb von Meer und Wind, von fernen Fischerbooten, die bald heimkehren, und dass die Mutter Gottes den Fischfang segnen möge; dass das Wasser sang von ihm und ihr und dass es sonst ganz still war. Dass ihre Liebe immer bei ihm sei und ihn beschütze. Dann faltete ich den Brief zusammen, steckte ihn in einen Umschlag, den ich selber faltete, und fragte nach der Anschrift.

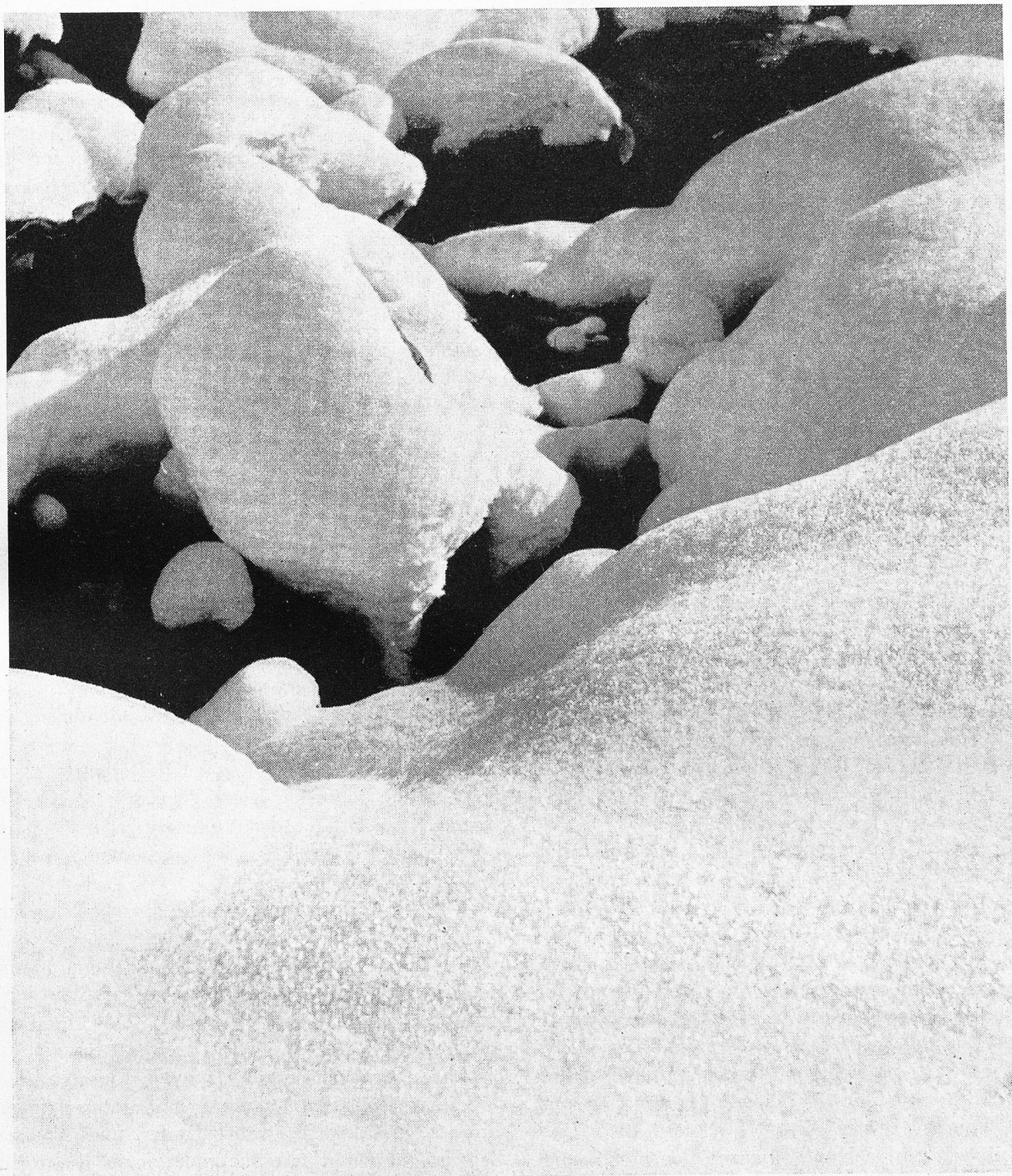
«Das braucht es nicht, Herr. Schreibt nur:

An dem Fischer Konstantin Miriwilis.»

Plötzlich kam Unruhe über das Mädchen. Sie steckte den Brief hastig in ihre Bluse, bedankte sich mit vielen, sich überstürzenden Worten und verliess mit einem letzten Chronia Polla! — Viele Jahre — die Taverne.

Dieses Ereignis erschien mir merkwürdig und fast geheimnisvoll, und ich beschloss, zu niemandem davon zu sprechen. Nachdem ich meinen Wein ausgetrunken hatte, ging ich zur Mole, wo ich mich zu dem Fischer Dimitros setzte und schwieg. Nach einer Weile aber begann der Fischer zu sprechen:

«Ihr habt einen Brief für die Anthi geschrieben?»



Bach im Winter

Photo E. Brunner

«Ja, an den Fischer Konstantin Miriwilis. Was ist es mit dem?»

«Habt Ihr die Anthi nicht gefragt?»

«Nein, Dimitros. Warum soll ich einen Menschen mehr fragen, als er selbst sagen will?»

«Ihr habt recht getan, Herr, aber ich will es Euch erzählen: Die Anthi ist seit jenem Abend, da wir zum Fischen ausfuhren, etwas wunderlich. Konstantin Miriwilis war der Schönste und der Tollste unter den Fischern. Anthi und er liebten sich. In jener Nacht stürmte es, und es kamen viele von uns nicht wieder zurück. Auch der Konstantin Miriwilis blieb auf dem Wasser, und seit der Zeit — es ist sicher etwas Wunderliches damit, Herr, aber nichts Schlechtes — kommt die Anthi und bittet Leute, die schreiben können, für sie Briefe an ihren Konstantin Miriwilis zu schreiben. — — Das ist alles.»

Lucy Dieudonné-Housse

WARUM DER FEBRUAR NUR 28 TAGE HAT

Es war in altvergangenen Zeiten, als auf Erden noch alles anders war, als es heute ist, und noch alle Tiere sprachen.

Die Zwölf Monate waren zwölf Brüder aus Fleisch und Blut, und jeder hatte seine Eigenart. Da waren zum Beispiel Dezember und Januar, die beide am liebsten zu Hause hinter dem warmen Ofen hockten, September, es ist schlimm zu gestehen, war ein richtiger Trunkenbold, der sich am liebsten in den Weinbergen herumtrieb und den Weinbauern den süssen Most stahl.

Juli war ein rechter Faulenzer, den nichts herrlicher dünkte, als sich von morgens bis abends auf einem duftenden Heuhaufen auszustrecken und den Schwalben zuzusehen, die durch die blaue Luft schwirrten.

April war ein richtiger Hans-Dampf in allen Gassen und trieb nichts anderes als Schabernack: er pfiff den Leuten um die Ohren, riss ihnen die

Hüte vom Kopf, entführte die falschen Haare der Damen und liess aus heiterstem Himmel plötzlich taubeneigrosse Hagelschlossen auf die Erde herniederprasseln, just in dem Augenblick, wenn er merkte, dass brave Hausfrauen sich freuten, ihre schöngewaschene Wäsche in der heiteren Sonne trocknen zu können.

Am schlimmsten waren doch Dezember, Januar und Februar, die zu allen Bosheiten auch noch das Laster der Spielleidenschaft besaßen und bis in die tiefe Nacht zusammensassen, um Karten zu spielen. Sie spielten mit immer abwechselndem Glück: einmal gewann der eine, und der andere verlor. So kam es auch, dass nie einer dem anderen seinen Gewinn neidete; doch eines abends, nachdem alle drei an einem Tag, den der Januar besonders hatte beissend kalt werden lassen, weil er wusste, dass ein grosser Ball stattfinden sollte, zu welchem die Damen in dünnen Flor- oder Tüllkleidern gingen, wieder zusammen bei den Karten sassen, es geschah, dass der Februar aber auch alles verlor, was er sein eigen nannte und zuletzt auch noch sein Hemd verspielte.

«Einerlei», machte er mit grosser Gebärde, «spielen wir weiter!»

«Aber», bemerkte der neckische März, den man nie anders sah, als mit einem Büschel Schneeglöckchen am Hute, «was willst du denn als Einsatz geben, deine Börse ist leer und du sitzt da wie ein nackter Frosch? Es wäre weiser, du machtest für heute Schluss.»

«Wenn ich auch keinen roten Heller mehr mein eigen nenne und mein letztes Hemd verspielte, so besitzen wir Brüder doch alle entweder dreissig oder einunddreissig Tage; ich gebe einen von meinen Tagen als Einsatz!»

Das Spiel ging von neuem los, bis langsam im Osten der helle Tag aufstieg.

Der arme Februar verlor einmal, sodann ein zweites Mal. Schliesslich ernüchterte ihn sein dauerndes Pech. Bleich wie der Mond stand er auf und sagte:

«Meine Brüder, ich zahle meinen Einsatz.»

Seither besitzen Dezember und Januar jeder einunddreissig Tage, während der unglückliche Februar sich nun mit achtundzwanzig begnügen muss, aber er will sich damit nicht zufrieden geben, und täglich kratzt er ein wenig an seiner Brüder Tage ab, bis er, nach vier Jahren, so viel zusammengescharrt hat, dass es einen vollen Tag ausmacht und er in jenem Jahre neunundzwanzig Tage besitzt, was man sodann ein «Schaltjahr» nennt.